Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 11

Artikel: Fahrt nach Altamira
Autor: Freiberg, Siegfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161138

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

La Virgen del Puy de Estella
le dijo a la del Pilar:
«Si tu eres aragonesa,
Yo soy navarra y con sal.»
(Die Jungfrau von Puy de Estella
sagte zu der vom Pilar:
«Bist du Aragonesin,
so bin ich Navarresin und hübsch.»)

Volkstümliche Copla

* * *

Nicht erst seit dem braven Soldaten Schweyk sind die Feldgeistlichen eine Kategorie für sich. In Spanien wird natürlich darauf gesehen, daß die Soldaten beichten. Aber da es so viele sind, hat sich hier und da ein abgekürztes Verfahren eingebürgert: der Geistliche verliest der Reihe nach die zehn Gebote und fragt bei jedem die versammelte Mannschaft, wer dagegen verstoßen habe. Auf diese Kollektivfrage erfolgt die Kollektiv-Antwort, in dem die Sünder ihr «Ja» brüllen. Nach Verlesung der zehn Gebote gibt der Feldkurat seinen Segen, und ein Hornsignal ist das Zeichen der Absolution. Darum sagt man in Spanien: «A confesión de grito, absolución de pito — Beichte gebrüllt, Absolution gepfiffen...».

Fahrt nach Altamira

SIEGFRIED FREIBERG

Noch fahren wir im französischen Süden. Die Luft ist mild. Man fühlt sich sündhaft glücklich, den Unbilden eines unerfreulichen nördlichen Winters entflohen zu sein. Ein Ort, er heißt: Boussens. Man sieht vom Zug aus die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen in fast unwahrscheinlichem Farbengewoge des Sonnenuntergangs. Aber uns im Tal entzückt das Prangen des frühen Frühlings. Wie zart ist noch dieses Grün der kindlichen Belaubung und des jungen Grases auf den Wiesen. Magnolien blühen in den Gärten neben Blumen in allen Farben. Pfirsich- und Mandelbäume stehen in Pracht. Eine Bahnstation: Orthez. Wer erinnert sich nicht des Heimatorts von Francis Jammes, des bukolischen Dichters der Basken, den Rilke so sehr geschätzt hat! Da grüßt ein üppig blühender Prunus, die Wasser kleiner Flüsse blitzen grell in der Sonne.

Bei Guethary erblickt man das Meer, es ist grau und bewegt, die Uferhänge sind gelb von Ginster.

Nach den üblichen Grenzformalitäten in Irún erreiche ich gegen Abend San Sebastián. Die Avenida de España erstrahlt im Lichterglanz. Der abendliche Paseo mit seinem lebhaften Menschengewirr und dem Lärm fremder Stimmen vermittelt die ersten Eindrücke von einem sorglos die lauen Abende genießenden Volksschlag. Ich gerate irrtümlich in das Clublokal von Gastronomen, eine getäfelte Halle mit Wappen und Emblemen an den Wänden. Keller und Küche sind im selben Raum. Ich darf als Gast die ausgesuchten Gerichte dieser Gourmetküche verkosten. Etwas müde vom Weingenuß schlendere ich noch in den prächtigen Anlagen an der Uferpromenade.

Dieses Meer vor mir erblicke ich auch in seiner leuchtenden Bläue am nächsten Morgen, da ich ohne Mantel auf dem Balkon sitze und auf das Frühstück warte, das in Spanien nicht vor neun serviert wird.

Dem Innern einer Muschel gleich — das Bild ist längst verbraucht, ich weiß es — liegt die Bucht vor unseren Blicken. Das Cap gegenüber mit Häusern und Türmen ist hell von der Morgensonne bestrahlt. Ich denke der frierenden Freunde im naßkalten Winter des Nordens. Bloß eine Bahnfahrt von nur achtundvierzig Stunden vermag diesen klimatischen Szenenwechsel vor uns hinzuzaubern.

Ich habe die Absicht, am gleichen Tag noch in die Nähe von Altamira zu kommen. Mit der Bahn ist es unmöglich. Hoffentlich gibt's noch einen Platz im Autobus nach Bilbao. Mit Mühe erringe ich den letzten Platz an der schütternden Rückwand.

Bald sind wir im Bergland. Die Straße windet sich entlang des Río Oria bergauf und ab. Noch ist der Blick frei auf weiteres Gelände, die Weideplätze sind saftig grün, die Obstbäume blühen wie jenseits der Pyrenäen. Ich habe also Glück und freue mich, nicht den mir zu Hause prophezeiten Unwettern in der regengepeitschten Bucht der Vizcaya zu begegnen. Es geht über Oria und, da sich von Zarauz ein schöner Blick auf den Hafen eröffnet, geht auch die Sorge um die Stürme an der kantabrischen Küste verloren. Sogar der berühmte andauernde Nieselregen, der Chirrimirri, will uns nicht beglücken.

Immer wieder treffen wir Reiter auf Maultieren, die beiderseits Lasten von Bündelholz tragen, und Ochsengespanne vor zweirädrigen Karren. Wiesen wechseln mit schroffer Felslandschaft. Kühe weiden auf diesem neugebornen Grün der Milchlandschaft Spaniens. Reizende Fischerstädtchen: Guetaria und Zumaya. Zitronengelb leuchten die Blütenfelder der mir mit dem Namen Nabo bezeichneten Futterpflanze. Vor dem Seebad Deva wird Rast gemacht, im Hotel Irionda ein Trunk eingenommen. Nach Deva geht es wieder landeinwärts, das Flußufer entlang, bergauf. Kurvenreich windet sich die Straße durch das baskische Bergland. Das kleine Elgóibar bietet die malerischen Hinterfronten seiner Häuser. Interessant die hohen Glasveranden mit den bunten

Wäschestücken. Wir passieren die Grenze zwischen den baskischen Provinzen Guipúzcoa und Vizcaya — und aufwärts geht's durch herrlichen Wald zum Puerto de Areitio, dann wieder abwärts ins beglückende Tal von Durango.

Im Bahnhofrestaurant von Bilbao wird das Mittagessen eingenommen. Bilbao ist Industriestadt. Am Nervión drängen sich Fabriken und Werften, Steinbrüche, Erzgruben und Kohlenhalden. Neunstockhohe Häuser stehen an der Hauptstraße, die mit Anlagen von weiß und lila blühendem Goldlack gesäumt ist. Palmen sehen etwas schwindsüchtig auf den Beschauer. Sie leiden unter den eisigen Winden, die von den die Stadt umragenden Felsmassiven wehen. Die Vorstädte sind voll Staub und Schmutz. Die weitere Landschaft aber auf der Fahrt nach Santander mit ihren Ausblicken auf das Meer tröstet. Über die neuen Dächer von Laredo geht der Blick auf die verlockende Sandbucht. Man müßte einen herrlichen Sommer hier verbringen können.

Dazwischen ertönt von Zeit zu Zeit durch den Lautsprecher im Pullmann-Autobus die Melodie eines spanischen Schlagers, und die Passagiere singen mit kräftigen Stimmen mit oder schlagen mit den Händen den Takt. Draußen zieht ein Maultier im Acker den Pflug.

Wieder beginnt eine Landschaft kahlen Felsgesteins; an ihrem Ende gewahrt man die anmutige Bucht von Santander und den berühmten Badestrand El Sardinero. Hier ist es, wo der Zipfel Alt-Kastiliens seinen Zugang zum Meer besitzt. In den Bergen der Umgebung, der Montaña, haben sich im fünfzehnten Jahrhundert jene Kräfte gesammelt, die das von den Arabern durch sieben Jahrhunderte festgehaltene Land wieder befreiten. Ein Großteil von Santander ist 1941 abgebrannt. Es zeigt darum vielerorts das Gepräge einer modernen, gepflegten Stadt.

Hat sich der Himmel am frühen Nachmittag etwas eingetrübt, so erscheint nun gegen Abend wieder, wie fast an jedem Tag hier im Westen, die Sonne. Damit kann gerechnet werden. Es ist wie in der Bretagne, der Normandie.

Mit dem Bummelzug geht es nach Torrelavega. Draußen leuchten wieder die Fluren. Es ist warm. Das Gelände ist etwas eintönig und von Industriebauten unterbrochen. Vor dem Bahnhof in Torrelavega sitze ich bereits eine Stunde im Autobus und warte auf die Abfahrt nach Santillana del Mar. Mit mir eine Anzahl von Marktfrauen, deren lautes Geschwätz nicht eine Minute lang verstummt. Die Sonne ist inzwischen untergegangen. Geisterhaft erscheint der Anblick der schneebedeckten Gipfel des Kantabrischen Gebirges.

Santillana ist eine Oase der Erquickung nach einer anstrengenden Tagesreise, eine reizvolle Insel alter Kultur, ein Erlebnis von wenigen erfahren. Als ob eine ruhmwürdige Vergangenheit sich hier in stolzer Zurückgezogenheit von der Politik des Alltags ausruhte. Hier haben die Nachkommen der Conquistadoren, der Spanienbefreier, ihre kleinen Paläste gebaut und das Erbe der Berühmtheit ihres Adels gepflegt. Eine ganze Straße lang stehen hier eng beisammen die Herrensitze mit den Wappen an den Fronten, den schönen

Türmen, festen Toren und überkragenden Dächern. Die wenigsten von ihnen sind bewohnt, aber sie werden von einem Verwalter instandgehalten. Er hütet die Tradition mit täglicher Ordnung und frischen Blumen in den Kupfervasen im Vorraum. Auf der holprigen Straße davor, die kaum einen Gehsteig freiläßt, ziehen die Ochsengespanne, und eine durchaus ländliche Umgebung ist mit Vorteil in diese etwas sagenhafte Verträumtheit eingebrochen. Viele der gewöhnlichen Wohnhäuser tragen schwarzgestrichene hölzerne Veranden, von denen Pelargonien in allen Farben locken. Auf dem Hauptplatz steht das alte Rathaus im Stil Herreras, des Eskorial-Erbauers, festgefügt und trotzig wie die Torre del Merino aus dem 13. Jahrhundert. Ihm gegenüber der Parador de Gil Blas, ein von der Regierung für den Fremdenverkehr adaptierter Palast, mit allem Komfort, der sich denken läßt. Es ist ein vornehmes Wohnen unter der Täfelung der Jahrhunderte und mit dem erlesenen Geschmack einer glücklichen Vereinigung von Gestern und Heute. Ich stehe vor dem offenen Fenster, spüre die unendliche Stille. Der Vogelgesang hat aufgehört, und der Himmel verwandelt sich in blaues Silber. Die Glockenschläge von der nahen Kollegienkirche tönen herüber. Erinnerungen steigen auf an Viterbo, an Locronan in der Bretagne, ähnlich erhaltene Stätten des Mittelalters.

Seinen Namen hat Santillana nach der heiligen Juliana, der der schöne romanische Dom geweiht ist mit den gelben Löwen vor der Pforte und den herrlichen gotischen Kapitälen der Säulen im Kreuzgang. Ein Täfelchen des Altarbildes im Innern zeigt eine reliefartige Darstellung des Evangelisten Lucas, der ein «Monokel» trägt und sich die Feder spitzt. Streng byzantinisch mutet eine eindrucksvolle Plastik des Erlösers aus dem 11. Jahrhundert an. Die Morgensonne vergoldet das alte Gemäuer. Ich reiße mich los von der Betrachtung dieses ehrwürdigen Bauwerks, um tiefer noch in die Zeit hinabzusteigen: zu einer Kunst, die ihre hohe Entfaltung offenbarte in Jahrtausenden vorher, in denen weder im Fernen Osten, noch in Vorderasien und Ägypten bereits künstlerisches Leben erwacht war.

Ich wandere auf der Landstraße an diesem sonnigen Märzmorgen, an grünen Wiesen und Feldern vorbei zu einer kaum merkbaren Erhebung, wo am Ende einer Allee von Laubbäumen ein Tor in den Berg eine Welt verschließt, die hier niemand von außen vermutet hätte. Daneben steht ein kleines Anwesen, und einer der Bewohner unterzieht sich nun der Führung.

Ein Fuchsbau hat im Jahre 1868 die Aufmerksamkeit eines Jägers hieher gelenkt, dessen Hund plötzlich unter der Erde verschwunden war. Als man ihn suchte, entdeckte man die Höhle. Aber man schenkte ihr kaum Beachtung. Die Angst vor bösen Geistern hinderte die bäuerliche Bevölkerung, die Höhle zu betreten. Erst 1879 erinnerte sich der Santandrener Archäologe Santuola ihrer und begann zu graben. Er hatte sein Töchterchen mit, und während er auf den Knien das Erdreich nach Knochen und Gebrauchsgegenständen durchsuchte, sah sie zur Decke und entdeckte die Malereien. Sie sah, was

10 000 Jahre der Welt verborgen war, Bisons, Hirsche und Eber, die der eiszeitliche Mensch an die Decke gemalt hat.

Die Geburtsstunde der Malerei war offenbar und gar nicht unbeholfen, sondern mit sehr hoher Könnerschaft waren diese Tierbilder geschaffen; wirklichkeitstreu, oft im Augenblick der Bewegung erfaßt und mit Ausnutzung der Buckel und Vorsprünge der Decke zur plastischen Wirkung gebracht. Das Auge des Betrachters muß sich vorerst ein wenig darauf einstellen, um die Darstellungen sogleich in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Oft haben spätere Hände die früheren Arbeiten übermalt. Der Führer richtet die Scheinwerfer seiner Lampe auf die einzelnen Objekte. Man begreift die Schwierigkeiten, die sich dem Künstler entgegenstellten, der, auf seinem Bärenfell liegend, mit dem Pinsel und den wenigen Farben, die ihm zur Verfügung standen, zu arbeiten hatte. Braun, Rot und Schwarz, Ocker vermischt mit Tierfett, Blut und Mangan mußten zusammenwirken. Kein Blau, kein Grün, und dennoch von welcher Wirkung!

Wir wenigen Besucher hocken auf einer tieferen Steinstufe und sind stumm geworden vor dieser Wunderwelt. Man staunt nicht mehr über die Zufälle, die zur Entdeckung geführt haben. Überhalb der Höhle sollte einmal gesprengt und ein Steinbruch angelegt werden. Wie leicht wäre alles verschüttet worden!

Langsam beginnt man zu unterscheiden, nachdem einem die ersten Zweifel überhaupt genommen wurden. Kaum denkbar, daß jemand mit Farbe hier eingedrungen wäre und bei Laternenlicht diese vorgeschichtlichen Darstellungen mit sicherer Hand an die Decke gemalt hätte — und wozu? Fälscher wollen ihren Lohn. Dennoch waren gewaltige Schwierigkeiten zu bestehen, die wissenschaftliche Welt von damals von der Echtheit der Bilder zu überzeugen. Jahrzehnte lang ließ die Forschung die Funde unbeachtet. Erst einer der jüngeren Forscher, der Abbé und Prähistoriker André Breuil, der nach der Entdekkung ähnlicher Höhlen in Frankreich Altamira besuchte, hat der Welt die Echtheit bestätigt.

Nordspanien besitzt noch eine Reihe von Cuevas (Höhlen): El Castillo, Salitre, Hornos de la Peña u. a. Sie enthüllen merkwürdige Zusammenhänge mit den Höhlen in Südfrankreich, aber Altamira zeigt, wie das spät entdeckte Lascaux, eine besondere Vollkommenheit der Darstellungen und die Möglichkeit für eine Erkenntnis der Entwicklung der malerischen Gestaltung deutlicher als anderswo.

Der Führer demonstriert den Beginn: die Kratzspuren des Höhlenbären im weichen Kalkgestein und ihre spätere Nachahmung durch den Menschen aus Freude an der Wiedergabe und der plastischen Gestaltung. Von der Bemalung des eigenen Körpers kommt dem Primitiven der Gedanke, in Farbe darzustellen. Er nimmt seine Hände, taucht sie in Farbe und preßt sie an die Wand. Dieser einfache Abklatsch wechselt mit den Aussparungen einer höheren Bildungsstufe: die Farbe wird um die Hand herum an die Wand versprüht. Oft fehlt

ein Finger. Das ist ein magisches Zeichen. Er ist das Opfer für Gott. Gott wird in dem Werk angerufen, beschworen.

Bald wird das Göttliche im Tier gesehen, dessen Bild unter den Händen eines begabten Zauberers an die Wand geworfen wird.

Nahe beim Eingang hat man den menschlichen Wohnraum erkannt; die Zeichnungen befinden sich jeweils in einem Raum in der Tiefe. Wie ein Altar wurden die Bilder umtanzt, gefeiert, ja mit Speeren beschossen. — Auf die bloße Gravierung folgt die malerische Darstellung mit der Wirkung in die Tiefe, die Verwendung der Farbe und die Gestaltung in der Bewegung, des impressionistischen Augenblicks: des stürzenden Bisons, des laufenden Ebers. Erst spätere Jahrtausende bringen wieder die bloße Betonung der Kontur. Es zeigt sich ein Wechsel der Stile, wie wir ihn auch heute sehen.

Interessanterweise hat man zu diesen Darstellungen in Altamira die Skizzen in anderen Höhlen gefunden: Gravuren mit Ocker auf Stein, und man nimmt an, daß die Künstler, die wir uns auch als die Zauberer des Stammes oder Priester zu denken haben, die Werkstätten der Kollegen besuchten und ihre Werke untereinander prüften. Der Gedanke an Kunstschulen vor 20 000 Jahren, in denen Begabte unterwiesen wurden, ist nicht absurd. Auch eine Reihe von gefundenen Übungs- und Vorlageblättern führt zu dieser Annahme. Kunstakademien — zwingt uns dieser Gedanke nicht ein Lächeln ab? — lange vor den Schulen der Wissenschaft.

Das Alter dieser Kultzeichnungen — das Gefühl für Schmuck geht dem vorgeschichtlichen Menschen ab — erstreckt sich auf 10 000—20 000 Jahre. Diese Konstatierung resultiert aus der Schichtung des Gesteins und aus ähnlichen Zeichnungen auf Funden, zum Beispiel auf Knochen von Tieren oder Werkzeugen, die derselben Zeitperiode angehören. Das Aurignacien und das Magdalénien der vierten Eiszeit sind die Ursprungszeiten dieser künstlerischen Gestaltung, der frühesten unseres Wissens auf dem Erdball. Die späteren großartigen Darstellungen in der außereuropäischen Welt haben alle ein strenges, hieratisches Gepräge und unterscheiden sich wesentlich von den naturnahen Vorstellungen der Höhlenmenschen in Europa.

Während man dies alles durchdenkt, fühlt man die Stille der Jahrtausende, das bewegungslose Dunkel eines Grabes und die Abgeschlossenheit vor Wind und Regen, der man die Erhaltung dieser Kulturdokumente verdankt, mit Schauern in der Seele. Der Führer hält ein Seidenpapier leicht an die Farbe; sie gibt einen feuchten Abdruck und ist also frisch wie am ersten Tag. Welch ein Zauber, den man nicht vollkommen beschreiben und auch wegen der Unebenheit der Oberflächen nicht wahrheitsgetreu photographieren kann. Man muß sich die Mühe abzwingen, einen ganzen Tag oder mehr von San Sebastián bis hieher in der Bahn oder im Auto zu verbringen, um dann am Ende den Lohn in diesem unvergeßlichen Erlebnis zu empfangen, das gewiß noch stärker ist als in den Grabkammern der Etrusker in Tarquinia oder Cerveteri.

Wir wandeln auf Bretterwegen noch durch andere Teile der Höhle mit Stalaktiten und Stalagmitenpyramiden und am Ende werden wir wieder ins Tageslicht entlassen. Der Frühling ist vor dem Tor. Wie weit sind wir von der Zeit entfernt, da die Gletscher hierher reichten, wo jetzt das Getreide grünt! Welche Entwicklung hat unser Leben und haben die Dinge genommen! Wie gering ist dieser Tag, wie wenig unser Leben! Und doch: wie hat der nie ruhende Schaffensdrang der Menschheit die Welt verändert! Wieviel Sorge, wieviel Leid haben die Menschen auf sich geladen! Die reiche und stolze Geschichte dieses Landes, ein heroisches Jahrtausend, ist vergangen. Philosophen hat Spanien hervorgebracht, Dichter und Maler. Aber hier in Altamira waren die Keime dieses schöpferischen Tuns, und in diesen Kultbildern einer stupend künstlerischen Gestaltungskraft erleben wir erschauernd eine geheimnisvolle frühe Erfüllung, das Erahnen Gottes, lange vor den geschichtlichen Kulturen.

Die Farben Braun, Rot und Schwarz, verdrängen sie nicht die Farben des Frühlings, der uns wieder strahlend entgegenkommt, durchziehen sie nicht die Seelenlandschaft Spaniens, seine Geschichte und die Gefühlswelt des Einzelnen? «Toros», war es nicht das Wort der Bewunderung des kleinen Mädchens vor den Bildern in der Höhle, steht es nicht über dem Eingang in die Arenen zu den blutigen, nie ganz zu verstehenden Spielen eben derselben Nation?

Iberische Rebellion

EIN BILD SPANISCHER KULTUR VON HEUTE

RODOLFO CALTOFEN

«Kriege vermögen es nie, eine rebellische Jugend zu unterdrücken. Ganz im Gegenteil, sie tragen nur dazu bei, sie zu ermutigen.»

Mit Recht sagte dies der spanische Kritiker Luis Cano. Nicht einmal Diktaturen vermögen es, den Drang nach Selbständigkeit zu unterbinden. Gewiß, der Zwang nötigt sie oft eine lange Zeit, sich zu maskieren, so daß man oft glauben könnte, der freie Geist sei gestorben. Mitnichten, der Geist, der gestalten will, trotzt jeder Willkür. Immer sucht er nach Auswegen, um verschleiert seine Gedanken auszudrücken. Ungeduldig wartet er auf den Moment, offen hervorzutreten. Immer ist es das gleiche, wenn eine Generation